

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 86 (1960)  
**Heft:** 43

**Artikel:** Bleibt die Avantgarde zurück?  
**Autor:** Blaukopf, Kurt / Barth, Wolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-499886>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

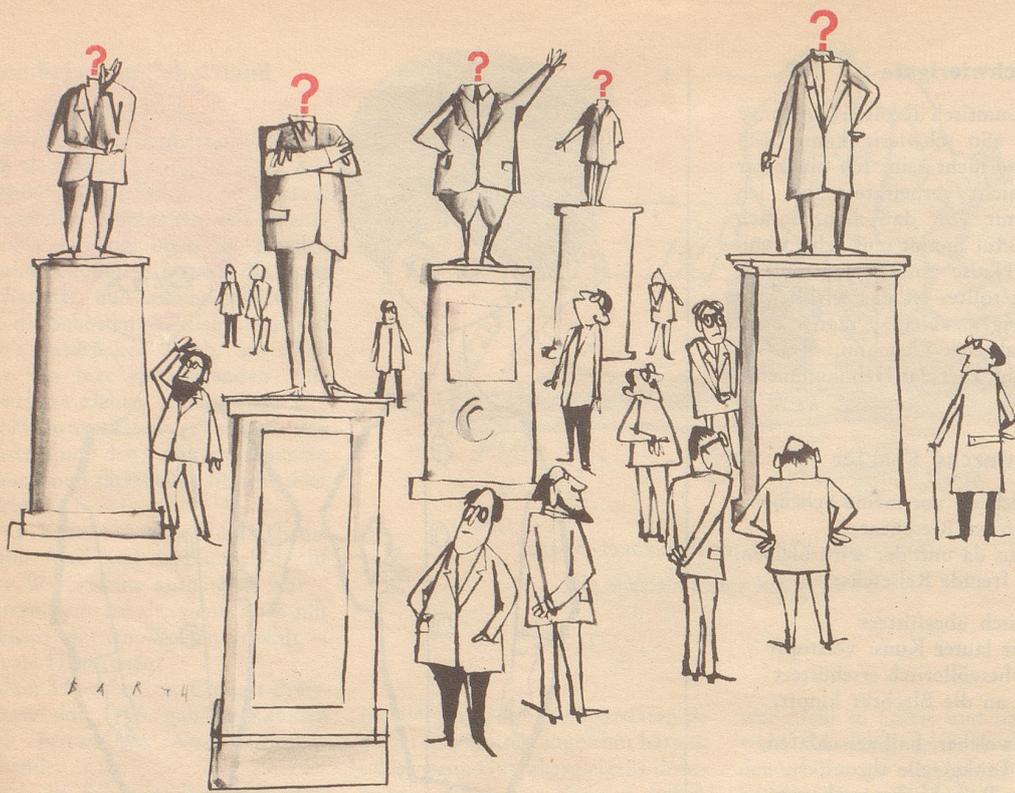
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Bleibt die Avantgarde zurück?

Von Kurt Blaukopf

Vor ein paar Jahren – ich entsinne mich des genauen Datums nicht mehr – fand in Salzburg zur Festwochenzeit eine Pressekonferenz statt, die einem deutschen Komponisten Gelegenheit geben sollte, ein paar Worte über sein jüngstes Werk zu sagen, dessen Aufführung bevorstand. Der Künstler wollte bescheiden sein, wollte sein Werk nur als kleinen Beitrag zu dem vielfältigen künstlerischen Schaffen unserer Zeit beachtet wissen, und er sagte darum zu den anwesenden Journalisten: «Das einzelne Werk ist ja nicht so wichtig, meine Herren! Es kommt nur auf die Bemühung an. Denn von den zahllosen Kompositionen unseres Jahrzehnts wird man gewiß im Jahre 2000 nur zwei oder drei Werke für wichtig halten ...»

Einer der Journalisten stellte darauf an den Künstler die Frage: «Und welche Werke werden dies sein?»

Ich weiß bis zum heutigen Tage nicht, ob diese Frage bloße Schelmerei war oder ob sie gar einer wunderbaren Naivität entsprang, die man bei Zeitungsleuten zu allerletzt vermuten würde. Der Journalist mochte ja immerhin die Chance wittern, den Lesern seines Blattes («wie wir als erste berichten können») die Namen der Atom-Klassiker bekanntzugeben. So etwas nennt man in der Journalistensprache einen «Scoop».

Doch mit dem «Scoop» war's nichts, denn der deutsche Komponist wollte dem flinken Fragesteller keine Antwort geben. Ja, es hatte fast den Anschein, als wüßte er die Antwort nicht. Was jeder Schulbub im Jahre 2000 wissen wird («Markus! Nenne mir die seriellen und elektronischen Haupttonbänder aus der Epoche der politischen Touristik!»), ist für die Rezensenten von heute quälende Ungewißheit. Doch das war schon immer der Fluch des Kritikerberufs. Tagaus, tagein plagt den Rezensenten der Gedanke, er könnte der Nachwelt nur als Fehldiagnostiker, als Beckmesser in Erinnerung bleiben. Da es unter vielen, vielen Werken höchstens «zwei oder drei» gibt, die der Nachwelt wichtig sein werden, ist die Chance für den Kritiker, Dummheiten zu schreiben, bedeutend größer als die, der «Wahrheit» nahezukommen – oder dem,

was spätere Generation für Wahrheit halten werden.

Nichts ist darum leichter, als eine Anthologie kritischer Dummheiten oder dummer Kritiken zusammenzustellen. Musik von Schönberg aus dem Jahre 1909: «Tolle Katzenmusik», schrieb Hugo Leichtentritt und stellte die Frage: «Dies sollte die Kunst der Zukunft sein?» Puccinis «Tosca»: «eine böse Kunst» nannte J. F. Runciman in der Londoner «Saturday Review» die Kunst Puccinis im Jahre 1900. «Es ist meine Pflicht, ihm die Partitur zurückzuwerfen.»

Rund dreißig Jahre vor dieser Kritik schrieb Eduard Hanslick über die Musik von Liszt: «Er stellt einfach die musikalischen Naturgesetze auf den Kopf, und unfähig, aus eigenen Mitteln Schönes zu schaffen, ersinnt er mit Absicht das Häßliche.»

Und noch dreißig Jahre früher schreibt Fétis über Hector Berlioz: «Ich bin absolut sicher, daß ihm die Voraussetzungen für die Kunst der Musik fehlen.»

Diese Zitate entnehme ich einem Lexikon musikalischer Beleidigungen («Lexicon of Musical Invective»), das der Amerikaner Nicolas Slonimsky vor mehreren Jahren veröffentlicht hat (Coleman-Ross Company, New York 1953). Musikfreunde sollten dieses Buch lesen, aber auch Leute, die Musik weniger lieben, wie zum Beispiel die Musik-

kritiker. Es wird ihnen die letzte Freude an ihrem Gewerbe rauben. Ein hübscher Wandspruch für das Arbeitszimmer des Kritikers wäre etwa jenes Urteil, das der Rezensent der Wiener «Zeitung für die Elegante Welt» im Mai 1804 über eine Symphonie Beethovens abgab:

*Die Zweite Symphonie ist ein kras- ses Ungeheuer, ein angestochener, sich unbändig windender Lindwurm, der nicht ersterben will und selbst verblutend im Finale noch mit auf- gerecktem Schwefel wütend um sich schlägt.*

Kritiker, die es vermeiden wollen, als Beckmesser in die Geschichte einzugehen, haben nun ein Mittelchen entdeckt, das sie für verläßlich halten. Sie suchen eifrig nach angestochenen Lindwürmern. Und wenn sie derlei entdecken, rufen sie jubelnd «Hosianna» – in der Hoffnung, wo nicht die Neunte, so doch zumindest die Zweite Symphonie des Beethoven unserer Tage entdeckt und gerühmt zu haben. Sie haben gelernt, daß große Kunst die Zeitgenossen oft genug schockiert hat. Und so hoffen sie nun, große Kunst aufzuspüren, wenn sie sich nur an das Befremdliche halten. Mit der Avantgarde Schritt halten – so lautet das Kommando, dem sie sich willig unterwerfen. Und die meisten von ihnen merken gar nicht, daß dies heute schon zur Losung der Arrière-Garde geworden ist.

Epater le bourgeois, hieß es einmal. Heute ist der Bürger nicht aus der Fassung zu bringen; ja, er gerät erst richtig außer Rand und Band, wenn man darauf verzichten wollte, ihn zu schockieren. Was sich heute Avant-Garde nennt, ist zuweilen (nicht immer) «prärentiöses Kunstgewerbe», wie Daniel-Henry Kahnweiler bei den Baden-Badener Kunstgesprächen 1959 meinte.

Die Frage, die diese Kunstgespräche beantworten sollten, hieß: Wird die moderne Kunst «gemanagt»? Das Problem scheint nicht nur jene zu beunruhigen, die sich mit der bildenden Kunst befassen, sondern auch jene, die den Wegen der neuen Musik nachspüren. Und darum ver-

*Kenner fahren*  
**DKW!**



Die hohe Herrschaft ist verreist,  
was offenbar der Butler preist.  
(Wir preisen die Haupttreffer!)

**Fr. 100 000 / 50 000.-**

Haupttreffer Interkantonale Landes-Lotterie

anstellte die Zeitschrift «Melos» eine Rundfrage, deren Ergebnisse in der Juni-Ausgabe 1960 veröffentlicht sind. 25 Musiker, Schriftsteller und Verleger nehmen zur Frage Stellung:

«Musikalische Avantgarde – echt oder gemacht?»

Es ist gut, daß die Menschen allenthalben vor dem Konformismus – sei er nun «konservativ» oder «avantgardistisch» ein wenig Angst bekommen. Die Rettung vor tragem Traditionalismus kann nicht in der «Flucht nach vorne» bestehen. Die alte Konvention ist ebensowenig das äußere Zeichen großer Kunst wie die modische Neuheit. Wird der Schock konsumierbar, wird das Ungewohnte zur Gewohnheit, dann entwischt uns auch hier wieder das Außergewöhnliche.

Der Manager sind viele – und ihr Werk sei gepriesen. Doch das Genie ist – nach Diderot – «einer von Tausenden, die sich bemühen». Nichts anderes als diese statistische Wahrheit hatte auch der deutsche Komponist im Sinn, als er bei der eingangs erwähnten Pressekonferenz von den «zwei oder drei Werken» sprach, die der Nachwelt wichtig sein werden. Die «Echtheit» dieser Werke wird nicht dadurch beeinflusst, daß sie etwa zu Lebzeiten der Künstler «gemanagt» oder «gemacht» wurden. Pierre Boulez gab in seiner Antwort auf die Fragen der Zeitschrift «Melos» eine hübsche Uebersicht über berühmte Künstler und Manager:

Schönberg, Berg, Webern  
Manager: Hertzka

Strawinsky  
Manager: Diaghilew

Klee, Kandinsky  
Manager: Gropius

Picasso, Braque  
Manager: Kahnweiler

Beethoven  
Manager: Erzherzog Rudolf,  
Fürst Lobkowitz, Graf Rasumowski

Michelangelo  
Manager: die Medici, einige Päpste

Vergil, Horaz  
Manager: Maecenas

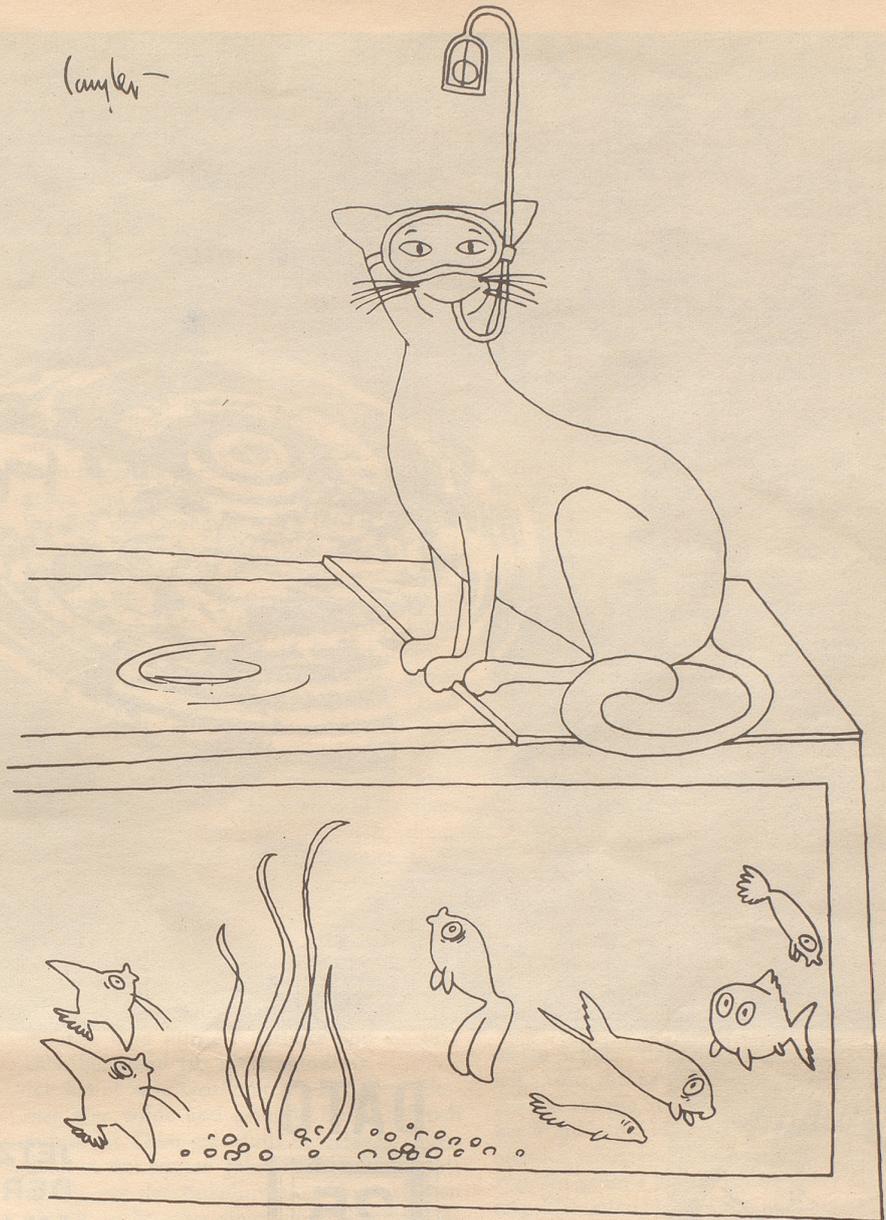
Wir leben, so sagt man, im Zeitalter der Manager. Doch auch das Managertum kann guten und weniger guten Zwecken dienen. Kluge Manager sorgen nicht bloß für die Verbreitung von Kunstwerken, sondern liefern auch gleich das fertige Kunststückerl mit, denn sie kennen unsere Schwächen: sie wissen, daß wir Konsumenten der Kunst allesamt sehr faul und bequem sind und daß wir uns nicht erst die Mühe machen wollen, zwischen großer Kunst und kleinem Kunstgewerbe zu unterscheiden. Wir alle haben Angst vor Fehlurteilen, denn

wir wissen, daß das Genie sehr oft – wenn auch nicht immer – die Zeitgenossen schockiert hat. Und darum halten wir Ausschau nach dem Schockierenden, in der Hoffnung Genies zu entdecken. Doch wir sollten vorsichtig sein, denn die Vorhut der Kunst ist noch kaum



... 2 Millionen Franken  
fielen mir zu .....\*

\* so freudig schreibt nur **HERMES**



je in jenem Kostüm aufgetreten, das die Banausen gerade für «modern» hielten. Herr B. pflegte mit der Regelmäßigkeit eines Handwerkers allwöchentlich ein Stück für Singstimmen und Instrumente zu komponieren; Herr M. schrieb kleine Stücke für Musikautomaten, die in einem Wachsfigurenkabinett standen; Herr Sch. instrumentierte gegen Entgelt Operettenmusik, die andere «komponiert» hatten. Wer war wohl damals in der Lage, Herrn B., Herrn M. und Herrn Sch. sogleich als Genies zu agnoszieren?

Vielleicht sollten wir also auch heutzutage die Musik-Genies nicht unter denjenigen suchen, die uns auffallen und die uns ein wenig entrüsten, sondern unter den bescheidenen Handwerkern der Kunst, unter den Lieferanten der Musikautomaten und unter den Arran-

geuren der «Musical Comedies»...? PS. Die drei oben durch die Anfangsbuchstaben ihrer Familiennamen bezeichneten Komponisten heißen: Johann Sebastian Bach, Wolfgang Amadeus Mozart und Arnold Schönberg.



Zu beziehen durch Mineralwasserdepots